

Die ist die überarbeitete Fassung eines Referates, das ich am 10.12.2015 auf dem Fachtag „Lesbisches und schwules Leben im Alter“ gehalten habe.

Veranstalterin: LIBS/Frankfurt/M. in Kooperation mit der Aidshilfe Frankfurt/M.

Dr. Astrid Osterland

Erkelenzdamm 51, 10999 Berlin

osterland_a@yahoo.de

Lesbisches Altwerden in gemeinschaftlichen Wohnprojekten - solidarisch, vielfältig und bunt?

Von Visionen gemeinschaftlichen Lebens und ihren queeren Mutationen im Alltag

Meine biographische Vielfalt oder: Wer bin ich.....und wenn ja wie viele?

Was das Altwerden betrifft, bin ich naturgemäß ‚teilnehmende Beobachterin‘ meines Alterns. So beobachte ich u.a. voller Erstaunen, dass das Wort „Autonomie“ für mich einen völlig neuen Beiklang bekommen hat. War sie, die Autonomie, in den jungen Jahren meines feministischen Aufbruchs die kämpferische Chiffre für die persönliche Unabhängigkeit – Stichwort: Selbst ist die Frau! Und die Lesbe erst recht! – so geht es nun in den späten Jahren um das Bewahren des persönlichen Spielraums trotz zunehmender Einschränkungen. Hinzu kommt die Ahnung, dass es fürs lange Leben neben der Autonomie noch etwas anderes braucht. Ich meine das Gegengewicht der Verbundenheit bzw. das Netzwerk der Einbindung. Kostbarer denn je, wenn der Bewegungsradius geringer und der Geist auch nicht flotter wird.

Das heißt, dass wir gerade in den prekären Lagen des Alterns tragfähige Solidarnetze brauchen, um uns gegenseitig zu unterstützen, die altersgemäßen Krisen und Krankheiten zu meistern, die Regie über das eigene Leben zu bewahren und – nicht zu vergessen – die Freuden und spannenden Seiten des Lebens zu teilen, kurzum lebendig zu leben und das „mittenmang“, wie die Berlinerinnen sagen würde.

Das hat mich in den Beginenhof geführt, einem gemeinschaftlichen FrauenWohnprojekt in Berlin, in dem ich als eine von geschätzt 10 Lesben - nicht alle Lesben outen sich - mit 52 Frauen lebe.¹ Dort erlebe ich den Alltag weiblicher Gemeinschaft hautnah, manchmal näher als mir lieb ist. Es gab Zeiten, besonders am Anfang, da bin ich in den gruppendynamischen Tsunamis meines Projekts fast untergegangen und habe mit vorsichtshalber eine Begleitung fürs Seelenheil gesucht, um die Orientierung nicht zu verlieren und mir den Glauben an das Gute in der Frau zu erhalten. Das hat sich inzwischen verändert und ich bin mehr denn je Überzeugungstäterin in Sachen „Gemeinschaftlichen Wohnens“, allerdings mit einem deutlichen „Vorausgesetzt, dass...!“

Die frohe Botschaft aus meiner teilnehmenden Beobachtung in Sachen Älterwerden lautet: Es gibt ein Leben nach der Rente! Und damit der Geist nicht aus der Übung und der Sinn des Lebens nicht zu kurz kommen, fungiere ich ehrenamtlich als Mitarbeiterin der SAPPhO-Stiftung, der weltweit ersten Wohnstiftung von Lesben für Lesben. Die Stiftung hat es sich

¹ Das Projekt hat 53 Wohneinheiten, in dem derzeit 53 Frauen und mehrere Männer als Partner der Frauen leben.

zur Aufgabe gemacht, Wohnraum und Orte der Begegnung für Lesben zu fördern bzw. zu erhalten.... und da bin ich gern dabei.²

Denn Wohnen ist mehr als ein Dach über dem Kopf und die Frage: Lebst Du schon oder wohnst Du noch? deutet an, dass die Art und Weise, wie, wo und mit wem ich wohne entscheidend zu dem beiträgt, was ich „Lebensqualität im Alter“ nenne. In Gemeinschaft lebt es sich besser als allein, so mein persönliches Fazit, und weil das mit der „Gemeinschaft“ nicht so einfach ist unterstütze ich in meiner Eigenschaft als Supervisorin/Prozessbeleiterin am liebsten selbstorganisierte Gruppen, die den Weg in ein gemeinschaftliches Leben planen, um dort auch ein gutes Altwerden zu bewerkstelligen.³ Da trifft es sich gut, dass ich Erfahrungen mitbringe sowohl was die Innen- als auch die Außenperspektive dieser Lebensform betrifft, denn ich denke, wir müssen das Rad nicht jedes Mal neu erfinden! Schon gar nicht im Alter! Wir können aus unseren Erfahrungen lernen! Dazu möchte ich mit meiner persönlichen Bilanz zum Thema gern beitragen.

Dabei beschäftigt mich derzeit die Frage: Wie viel Vielfalt/Unterschiedlichkeit verträgt das Gemeinschaftliche Wohnen oder genauer: Was braucht es, dass Gemeinschaftliches Wohnen in Vielfalt für alle Beteiligten zu einem gedeihlichen Miteinander führt?

Gemeinschaftlich wohnen – aber wie?

Die Begleitung selbstorganisierter Projekte führt geradewegs in das bewegte Innenleben von Gruppen, die vor allergrößten Herausforderungen stehen, wenn sie ihren Traum vom gemeinschaftlichen Leben wahr machen wollen.⁴

Das hat sowohl subjektive als auch objektive Gründe.⁵ Zu den objektiven Gründen zähle ich das, was ich die „Hardware“ der Projekte nenne: Finanzierung, Bau/Architektur, Infrastruktur, Lage des Hauses, Grund und Boden, Rechtsform usw.. Vorlaufzeiten von bis zu 10 Jahren für solche Projekte dokumentieren die Hürden, vor denen die Gruppen stehen, wenn sie sich ans gemeinschaftliche Werk machen. Die Zahl der gescheiterten Initiativen ist unbekannt. Sie dürfte die der realisierten um ein Vielfaches übersteigen. Hier gibt es allerdinglichsten Unterstützungsbedarf von Seiten des Staates bzw. der Wohnungswirtschaft. Zwar wird das Potential gemeinschaftlicher Wohnprojekte für das vergemeinschaftete Altwerden allenthalben gepriesen, doch vergessen wird: so etwas gibt es nicht zum ehrenamtlichen Nulltarif und die wenigsten HoffnungsträgerInnen der Gemeinschaftsidee kennen sich aus in der Finanzierung bzw. dem Management solcher Bauprojekte.....mit fatalen Folgen für die Betroffenen, die im Fall des Scheiterns zumeist vor dem Scherbenhaufen ihrer Träume vom gemeinschaftlichen Wohnen stehen.

In den folgenden Überlegungen richte ich mein Augenmerk allerdings auf die Software bzw. das Innenleben des Projektkosmos. Dessen „Ergehen“ wiederum ist nicht unabhängig von den Rahmenbedingungen der Hardware und den Ideen, die dieses Innenleben tragen.⁶

² Vgl. www.sappho-stiftung.de. Unter dem Dach der Stiftung gibt es mehrere autonome Lesben(wohn)projekte in Stadt und Land und ein Frauentagungshaus in Charlottenberg/Rheinland-Pfalz

³ Derzeit begleite ich die Gruppe der zukünftigen BewohnerInnen des geplanten FrauenLesbenwohnprojekts in Berlin. In meinem Buch „Nicht allein und nicht ins Heim. Alternative Alten-WG“ (2000) habe ich über den sozialen Kosmos in einem der ersten Frauenwohnprojekte mit 11 älteren Frauen berichtet.

⁴ Einen sehr guten Einblick in die Herausforderungen, die das gemeinschaftliche Leben mit sich bringt, bietet die Studie „Mehr als schöner wohnen! Frauenprojekte zwischen Euphorie und Ernüchterung“ (2015) von Ruth Becker und Eveline Linke. Auf der Grundlage von 40 Interviews aus 9 Wohnprojekten erfahren wir viel über die Probleme beim Zusammenleben sehr unterschiedlicher Frauen mit ihren vielfältigen Wünschen an das gemeinsame Leben und den Problemen, die sich dabei zwangsläufig einstellen.

⁵ und zwar unabhängig vom Geschlecht und dem Alter der BewohnerInnen

⁶ Bei der „Hardware“ geht es auch darum, Rahmenbedingungen zu setzen, die das „Gemeinschaftliche“ am Projekt fördern. Nach meinen Erfahrungen ist ein Eigentumsprojekt wie der Berliner Beginenhof suboptimal für diesen Zweck, weil es der Wohnungseigentümerin weitgehende Verfügungsrechte über ihr Eigentum gibt (z.B. an wen sie vermietet oder verkauft), und

Hier geht es um die subjektive Ebene bzw. das, was ich die Software der Projekte nenne. Konkreter gesagt um die Lebensqualität im Wohnprojekt bzw. darum, wie wohl und aufgehoben frau sich am Ort ihrer Träume fühlt. Denn viele, vor allem ältere FrauenLesben, haben den Wunsch, in Gemeinschaft alt zu werden, genauer in einer Gemeinschaft, in der es sich schöner leben lässt als allein. Es sind es zumeist diese Träume von einem Leben in Gemeinschaft, die die meisten FrauenLesben in solche Wohnprojekte ziehen.⁷

Da es nur sehr wenige Lesbengemeinschaften gibt, wo ausschließlich Lesben zusammen wohnen, frage ich mich, wie geht es eigentlich denjenigen, die an anderen Orten gemeinschaftlichen Wohnens leben. Denn wenn Lesben gemeinschaftlich wohnen wollen haben sie mittlerweile die Wahl, ob sie unter sich bleiben oder in „gemischten“ Projekten leben wollen. Entweder sie gründen ein eigenes Wohnprojekt wie z.B. der Verein Rad und Tat (Berlin), der ein Lesbenwohnprojekt plant oder sie ziehen in bestehende Lesbenwohnprojekte, wie z.B. die von der SAPPPhO-Stiftung geförderten Projekte. Daneben gibt es aber inzwischen verschiedene Varianten „gemischter“ Projekte, wie z.B. die Beginenhöfe (NRW) sowie die genossenschaftlich organisierte Frauenwohnprojekte (München) (Heteras und Lesben), Projekte für Schwule, FrauenLesben, Trans* (Villa Anders, Köln) sowie den Lebensort Vielfalt (Berlin), der Schwule und FrauenLesben beherbergt.⁸

Ihnen allen liegt der Gedanke zugrunde, dass Vielfalt individueller Lebensformen und Lebenslagen zu einem Surplus für das Leben der Einzelnen führt. Zeit, einen Blick darauf zu werfen und mal zu schauen, was daraus geworden ist!

Dabei gehe ich davon aus, dass Lebensqualität im Wohnprojekt maßgeblich Beziehungsqualität ist. Denn das ist ja genau jenes erhoffte „Mehr als schöner wohnen“, dass sich die Frauen von ihrem Sprung ins gemeinschaftliche Leben erhoffen. „Nicht allein und nicht ins Heim“ sondern selbstbestimmt, solidarisch, vielfältig und bunt soll das neue Leben sein, und eingeladen sind alle: Alt und Jung, Arm und Reich, allein lebend oder zu Zweit, mit Kindern oder ohne, mit Migrationshintergrund und Handicap und auch die sexuell anders Orientierten gehören dazu⁹ oder sagen wir mal: mehr oder weniger. Ich komme darauf zurück.

Festzuhalten bleibt: Dieses „Mehr“ im „Schöner wohnen“ hält das Versprechen bereit, dass Vielfalt maßgeblich zur Lebensqualität beiträgt und der Gewinn sich sozusagen von selbst offenbart, wenn sie erst einmal hergestellt ist.

Zweifel an dieser Implikation sind angebracht. Deswegen kurz zum Hintergrund dieses Themas, das ja eng verbunden ist mit einer Politik der Diversität, der Akzeptanz – nicht nur

zwar völlig unabhängig von der Idee des Hauses als eines gemeinschaftlichen Frauenwohnprojektes. So ziehen bei uns zunehmend gut verdienende Paare ein, die sich die enorm gestiegenen Preise leisten können und für deren Entscheidung die schöne Wohnung nebst optimaler Lage maßgeblich ist und nicht die Idee des Hauses. Die dort wohnenden Frauen mit ihrer Ursprungsidee von Gemeinschaft werden im günstigsten Fall freundlich in Kauf genommen, und das war es dann. Jeder Versuch, Einfluss zu nehmen auf die „Besetzung“ des Hauses scheitert an der Eigentumsverfassung bzw. dem Interesse vieler Eigentümerinnen nach einer maximalen Verwertung des eingesetzten Kapitals, der im Zweifelsfall über die Idee eines Frauenwohnprojektes siegt. Rendite statt Gemeinschaft. Das ist die ernüchternde Bilanz für die Zukunft eines Eigentumsprojektes, dessen Idee durch die Kapitalverwertungsinteressen zunehmend ausgehöhlt wird. Eine Ausnahme ist die der SAPPPhO-Stiftung übertragene Wohnung, die i.S. des Stiftungszieles zu einem sozialverträglichen Preis an eine Lesbe vermietet ist. Es ist geplant, nach dem Tod der (lesbischen) Eigentümerinnen weitere Wohnungen der Stiftung zu übereignen, so dass diese - jenseits von Renditeinteressen - an ältere Lesben vermietet werden können.

⁷ vgl. Becker/Linke: „Mehr als schöner Wohnen....“ Eine Interviewte bringt es auf den Punkt: „Wir waren nicht unzufrieden mit der Wohnsituation. Das war nicht das Primäre (...) sondern es ging echt um anders leben, nicht um anders wohnen.“ (S. 82)

⁸ Und dann gibt es natürlich noch zahllose „normale“ gemeinschaftliche Wohnprojekte, die von Heteros organisiert zuweilen Lesben beherbergen, von denen niemand weiß, dass sie es sind, die sozusagen „Undercover-Lesben“ gemeinschaftlicher heteronormativer Wohnprojekte.

⁹ So heißt es z.B. im Konzept des geplanten FrauenLesbenwohnprojekts (RuT Berlin): „Wir wollen eine bunte und lebendige Gemeinschaft entwickeln“, in der Frauen, ob „alt oder jung, allein oder zu zweit, verheiratet oder nicht, mit oder ohne Kindern, mit oder ohne Migrationshintergrund, mit oder ohne Handicap“ i.S. der Inklusion willkommen sind“.

Toleranz! - des Anderen, Fremden und einem queeren Selbstverständnis, das sich die Inklusion derselben auf die Fahnen geschrieben hat.

Alles queer hier? Oder was? „Vielfalt“ ist das Gebot der Stunde

Wenn es um politische Visionen geht, dann geht es in der „Politik der Verschiedenheit“ um die Realisierung und Akzeptanz menschlicher Unterschiede in jedweder Form und den Kampf gegen die Diskriminierungen, die an diese Unterschiede geknüpft sind. Politisch im Vordergrund stehen die Unterschiede in der sexuellen Orientierung, des Geschlechts, der „Rassen“- , Religions- bzw. Klassenzugehörigkeit, des Alters, der Behinderungen und ein breites Spektrum weiterer interkultureller Differenzen, die Ausgangspunkt von Diskriminierungen sind.¹⁰

Dieser Gedanke der Vielfalt findet auch Eingang in die Konzeption vieler Wohnprojekte. Hier geht es um Vergemeinschaftung in Vielfalt, Inklusion des Anderen/Fremden und um die Akzeptanz – oder doch nur Toleranz? - der vielfältigen Unterschiede der BewohnerInnen. Inklusion contra Diskriminierung. Darum geht es. ...und das ist auch gut so! Prinzipiell! Wer wollte – außer den Einfältigen – etwas dagegen haben, dass Menschen unterschiedlichster Herkunft und persönlicher Verortung sich zusammenschließen und einander achten und respektieren? Menschenrechte egalitärer Vergemeinschaftung sind überdies nicht verhandelbar. Diskriminierung des Anderen, und sei es noch so fremd, keine Option.¹¹ Dies zum Grundsätzlichen.

D.h. die Richtung stimmt. Nur mit der Ausführung haperts nach meinem Eindruck noch. Da verschwimmen bisweilen Wunsch und Wirklichkeit, und was „vor Ort“ aus den bunten Visionen wird, ist noch 'mal eine ganz andere Sache.¹²

Einblicke in den sozialen Kosmos real existierender Wohnprojekte bzw. Projektinitiativen – übrigens keineswegs nur in FrauenLesbenkreisen – zeigen immer wieder: der Wunsch nach Gemeinschaft in Vielfalt und Harmonie allein versetzt noch keine Berge. Leben in Gemeinschaft¹³, unter einem Dach, auf einem Hof, nicht nebeneinander sondern aufeinander bezogen, unter Akzeptanz der vielfältigen Unterschiede, Wünsche und Meinungen und sozialen Verortungen schafft offensichtlich nicht von selbst jenen Zusammenhalt, den die meisten sich wünschen. So mein vorläufiges Fazit.

Die Erfahrung lehrt eher das Gegenteil. Je gemeinschaftlicher es wird, desto schwieriger ist das Zusammenleben, und so verlieren sich Visionen vielfältiger Gemeinschaftlichkeit immer wieder in den Abgründen der Konfliktdynamik, aus der die Beteiligten kaum ohne Blessuren

¹⁰ So wird z.B. anlässlich des 7. Altenberichts eine Konferenz annonciert mit dem Titel „Die Vielfalt gestalten! Senioren- und engagementpolitische Herausforderungen vor Ort“ mit dem Hinweis, dass Soziale Netzwerke und Hilfen innerhalb der Familie und in der Nachbarschaft die Selbständigkeit stärken und eine wichtige Funktion innerhalb des Gemeinwesens haben.

¹¹ In diesem Sinne steht Vielfalt für „Gerechtigkeit und den Einzug Benachteiligter, für Abbau von Schranken und für Toleranz gegenüber dem Anderen und dem Fremden. Es genügt damit dem (in der Politik unter dem Begriff Inklusion verfolgten) Anspruch, niemanden auf Grund formaler Be- bzw. Abwertungskriterien auszugrenzen.“ (Becker/Linke, a.a.O., S. 191)

¹² Nicht zufällig lautet der Untertitel des Buches von R. Becker/E. Linke „Frauenprojekte zwischen Euphorie und Ernüchterung“

¹³ Als Gemeinschaftliche Wohnformen bezeichne ich alle Lebensformen, wo Menschen nicht nur (zufällig) nebeneinander sondern bewusst aufeinander bezogen, in räumlicher Nähe (WG, Hausgemeinschaft, Hof- oder Siedlungsgemeinschaft) leben. D.h. es geht neben dem Wohnen (zu allermeist in den eigenen abgeschlossenen vier Wänden) auch darum, nachbarschaftlich-freundschaftliche Kontaktnetze zu knüpfen, die ggf. das Solidarnetz zur Unterstützung durch die Fährnisse des Alltags und des Alters bilden. Das ist das Grundkonzept der meisten selbst organisierten Wohnformen unter dem Motto: „Nicht einsam sondern gemeinsam ist das Leben leichter und schöner“.

an der Seele herauskommen.¹⁴ Statt im Haus ihrer Träume erleben sich manche am Ort ihrer Alpträume.....und sind bedient.

Wie ist das möglich frage ich mich und trage einige erfahrungsgesättigte Hinweise zusammen.

Zunächst einmal: **Wer die Vielfalt preist, sollte beizeiten an den Brückenbau denken.** Denn Unterschiede - und das meint Vielfalt - sind zunächst einmal dazu angetan, Fremdheit und Distanz herzustellen und nicht jene Verbundenheit, die alle sich wünschen. Die Erfahrung lehrt: Wenn es hart auf hart kommt, tun sich oft soziale Abgründe auf. Der Wunsch nach vielfältiger Harmonie im Wohnprojekt steht bisweilen in gar keinem Verhältnis zu den Voraussetzungen der Beteiligten, diese zu bewerkstelligen.

„Hausgemeinschaften, wenn sie gut laufen, sind „soziale Kunstwerke“ hat ein Pionier gemeinschaftlicher Wohnprojekte¹⁵ einmal gesagt. Ich stimme ihm zu, ergänze aber vorsichtshalber: Kaum eine Aspirantin dieser Wohnprojekte hat die „soziale Kunst“ des Aufbaus einer Gemeinschaftskultur, ganz zu schweigen vom harten Geschäft des Projektmanagements, gelernt und ist für die Bewältigung bautechnischen und gruppenspezifischer Hürden gewappnet, die dieses Vorhaben bereit hält. Vor allem wenn die Angst regiert, dass eigene Interessen und Bedürfnisse zu kurz kommen, verengt sich der Blick aufs ICH und lässt das WIR in weite Ferne rücken. Schließlich geht es beim Wohnen in Gemeinschaft um mehr als den Anstrich der Tapete, und da hat jede ihren „Wohlfühlfaktor“ zu verteidigen.¹⁶

Mein Fazit: **Die Vielfalt zu proklamieren ist eine Sache, den Boden dafür zu bereiten, damit dieses zarte Pflänzchen wachsen kann, eine andere.** Nach allem was ich sehe, braucht es da viel Dünger, um ein gedeihliches Miteinander zu bewerkstelligen. Das gibt es nach aller Erfahrung nicht zum Nulltarif.

Das zu realisieren ist wichtig vor allem für diejenigen, die noch um ihren angemessenen Platz im Lande der viel gepriesenen Vielfalt kämpfen. Das sind z.B. die Lesben, die sich in den „gemischten“ Wohnprojekten zuverlässig in der Minderheit von 20 bis max. 30% wieder finden und sich gleichwohl ein diskriminierungsfreies Leben dortselbst wünschen. Schließlich ist ein Leben frei von Diskriminierung ein wesentlicher Bestandteil von Lebensqualität für Lesben.

Vielfältig und bunt – und wo sind die Lesben?

So z.B. auch im Berliner Schwulenwohnprojekt mit dem programmatischen Namen „Lebensort Vielfalt“, wo es sie auch gibt, wenn auch etwas verborgen. In diesem Projekt „leben mehrere Generationen in Vielfalt unter einem Dach“, davon mehrheitlich Schwule und einige FrauenLesben, die nun den Beweis antreten, dass es mit der „täglichen Vielfalt

¹⁴ In meinem Projekt kündigten die Ersten bereits nach 3 Monaten und auf Grund heftiger Konflikte ihren Auszug an, was sie allerdings bis heute nicht getan haben.

¹⁵ Schmidt, Ulrich (1990) Wahlfamilie. Die Wohngemeinschaft Jung und Alt. (Kreuz Verl.), S. 12. Seine Vision, die ich teile: „Wohngruppen, wenn sie gelingen, sind Keimzellen einer neuen Kultur des Miteinander.“ (S. 10)

¹⁶ Wenn Angst regiert wird innerlich aufgerüstet. So auch bei mir, als die Katzenklappe, die ich „illegal“ an meine Tür angebracht hatte zum Gegenstand einer Abstimmung in der WEG (Wohnungseigentümerinnen-Gemeinschaft) wurde. Da mein Tier und dessen freier Auslauf zentral zu meiner Lebensqualität gehört, hatte ich da gehörig was zu verteidigen und war entsprechend aufgebracht als zwei Stimmen zu einer Ablehnung dieser Vorrichtung führten. Was war ich plötzlich froh über meine Rechtsschutzversicherung! Allerdings ersparten sich diese Zwei eine „Strafverfolgung“ (Rückbau der Klappe), so dass Kater Katinkus weiterhin ein und aus spaziert, um nächtens – sein Beitrag für die Gemeinschaft – die Mäusewelt des Hofes zu dezimieren und auch die eine oder andere Jungratte nicht zu verschmähen.

unter einem Dach“ klappt. So jedenfalls will es die öffentliche Selbstdarstellung des Projektes.¹⁷

Offenbar ist der Beweis schon durch die unterschiedliche Zusammensetzung des Projekts erbracht. Diese sieht eine Quotierung von 60% älteren, 20% jüngeren Schwulen sowie 20% Frauen vor, wobei allerdings der Einzug von heterosexuellen Männern (im Gegensatz zu heterosexuellen Frauen) nicht vorgesehen ist und dies von den Beteiligten auch nicht gewünscht wird. Denn eigentlich ist die Zielgruppe des Projekts, das von der Schwulenberatung initiiert wurde, schwule Männer unterschiedlichen Alters. Laut aktuellem Bericht¹⁸ wohnen derzeit 20 Schwule und 4 Frauen im Projekt, davon eine Lesbe und 3 heterosexuell orientierte Frauen.

Diese Zusammensetzung verdankt sich also dem Umstand, dass das (nicht nur) vom Senat geförderte Vorzeigeprojekt gemeinschaftlichen schwulen Wohnens alles sein sollte bloß kein „Schwulenghetto“! Das wäre denn doch zu anrühlich für den Einsatz öffentlicher Gelder und entspräche auch nicht dem politischen Gebot der Vielfalt, das dem Gedanken der „Separierung“ ja zutiefst abhold ist. So kam es dazu, einem von Schwulen initiierten Projekt, dessen Träger die „Schwulenberatung“ ist und das öffentlich als „Schwulenprojekt“ firmiert, kurzerhand ein paar Frauen beizugesellen. Auf diese Weise gelang es, dem Wunsch der Schwulen nach einem gemeinschaftlichen Leben mit ihresgleichen die Anrühlichkeit zu nehmen und gleichzeitig politische Vorgaben zu erfüllen, die sich „vorzeigen“ lassen können. Ob die Beteiligten es wollen oder nicht, sind es die vier Quoten-Frauen, die politisch-finanzielle Türen geöffnet haben. Ihr wesentlicher Beitrag zur Entstehung des Projekts bestand darin, dass sie zum Ausweis der gewünschten Vielfalt dienten, die an die Vergabe von Fördermitteln gebunden war. Ansonsten bewegen sie sich vor Ort schon auf Grund ihrer Zahl im eher randständigen Bereich der Vielfalt.

Das scheint mir politisch sehr bedenklich. Denn leider hat diese Randständigkeit bzw. Unsichtbarkeit - wer vermutet in einem als Schwulenprojekt annoncierten Haus schon FrauenLesben? - Tradition auch unter der Regenbogenfahne, und das macht die Sache nicht einfacher. Zur Erinnerung: Wenn es im öffentlichen Diskurs um Homosexualität geht, sind Lesben bekanntlich allenfalls mitgemeint und in den Medien und Bildern eher unsichtbar und unbenannt.¹⁹ So auch hier im „Lebensort Vielfalt“. Ausgerechnet!

Das verwundert umso mehr, da es sich ja um einen Ort handelt, der sich die Antidiskriminierung auf die Regenbogenfahne schreibt, dabei aber jene Strukturen wiederholt, die seine Bewohner doch gerade überwinden wollen. Lesbisch-schwul-heterosexuelle Gemeinsamkeit auf Kosten der Marginalisierung und Unsichtbarkeit der weiblichen Seite? Für Schwule erklärtermaßen ein Unding²⁰..... und für FrauenLesben?

Was bedeutet es für die wenigen FrauenLesben, in einem Haus mit zwanzig Schwulen zu leben, frage ich mich? Eine als abweichend deklarierte sexuelle Orientierung schafft ja nicht per se Gemeinsamkeit, und auch die gesellschaftliche Diskriminierung vereinheitlicht nicht unbedingt die Erfahrungswelten der Betroffenen, wie im Vergleich von Schwulen und Lesben immer wieder deutlich wird.²¹ Und die heterosexuellen Frauen im Projekt? Was ist ihr Beitrag

¹⁷ Vgl. Website www.schwulenberatungberlin.de. Träger des Projekts, im Spiegel der Presse das „Erste deutsche Generationenhaus für Homosexuelle“, ist die Schwulenberatung Berlin.

¹⁸ Vgl. IFAF Berlin; Alice Salomon Hochschule Berlin; Hochschule für Wirtschaft und Recht (2015) „Gleichgeschlechtliche Lebensweisen und Selbstbestimmung im Alter“ (GLESA) Zwischenergebnisse

¹⁹ Nachzulesen in der Studie von Elke Amberg (2011) Schön! Stark! Frei! Wie Lesben in der Presse nicht dargestellt werden

²⁰ Dies geht aus der oben genannten Studie GLESA hervor (S. 11). Danach bekundeten die schwulen Bewohner, dass sie nicht eingezogen wären, wenn sie z.B. in der Minderheit, umgeben von 80% FrauenLesben, leben müssten. Die Begründung: Dann würde ihnen das heimatliche Gefühl der Vertrautheit mit ihresgleichen verloren gehen. Das kann ich gut verstehen, denn mir ginge es genauso, wenn ich mit 80% Schwulen zusammenleben würde.

²¹ vgl. dazu: Etgeton, Stefan; Hark, Sabine (Hg.) (1997) Freundschaft unter Vorbehalt. Chancen und Grenzen lesbisch-schwuler Bündnisse. Was die Grenzen betrifft, so weist die politische Praxis in der Zusammenarbeit deutlich darauf hin, dass Unterschiede eben auch Grenzen markieren und es keinen Sinn macht, diese um der Harmonie willen zu ignorieren. „In der

zur häuslichen Vielfalt neben ihrer Funktion, das Image des Projektes zu nach außen zu verbessern?²²

Geschichte und Gegenwart – so fern und doch so nah

Ein kurzer Blick zurück erinnert daran, dass die „Erfindung“ der Homosexualität bzw. die Konstruktion des „Homosexuellen“ historisch zu einer Zwangsvergemeinschaftung von Schwulen und Lesben führte, deren einzige Gemeinsamkeit darin bestand, dass sie das „falsche“ Geschlecht liebten. Aus Sicht der „Normalen“²³ wohlgemerkt, und das heißt fremd definiert! Und was die „Lesbierinnen“ betrifft auch hier als Frauen eher im Schatten ihrer „warmen Brüder“, als das 2. eher unsichtbare Geschlecht.

So fanden sich Lesben wieder am „Anderen Ufer“ der Gesellschaft, das zugleich Ghetto und Ort der Vergemeinschaftung „Der Homosexuellen“ wurde.....nicht aber ihre Heimat. Das ist ein Unterschied, weil Heimat (mit allen Tüddelchen, die zu diesem Begriff heutzutage gehören) die Verwurzelung im (selbst gewählten) Vertrauten ist, in der Wahlverwandtschaft nicht in der Zwangsgemeinschaft, wie sie uns als Diskriminierte angetragen wird.

Allerdings: Auch unter dem Regenbogen der Vielfalt begegnen die Geschlechter sich nicht voraussetzungslos. Denn auch hier besteht das System des männlichen Vorrangs nebst seiner unerfreulichen Implikationen und reproduziert jene Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern, die auch außerhalb des Regenbogens existieren. Jedenfalls wenn man nicht aufpasst.

Halten wir fest: FrauenLesben und MännerSchwule haben zwar ihre „gleichgeschlechtliche Objektwahl“ gemeinsam. „Aber die Vergeschlechtlichung“ ihrer „Sexualität produziert erhebliche kulturelle Unterschiede zwischen beiden Gruppen.“²⁴ „Sie haben unterschiedliche Geschichten, die sich deshalb unterscheiden, weil die komplexe Organisation männlicher und weiblicher Identitäten genau anhand der Frage von Geschlecht verläuft.“ (...) „Lesben und Schwule sind (dementsprechend) nicht zwei Geschlechter innerhalb einer Kategorie“²⁵ sondern eingebunden in das hierarchische System der Zweigeschlechtlichkeit, das auch Schwule und Lesben an unterschiedlichen Orten gesellschaftlicher Relevanz positioniert.²⁶

Für mich ist die Diskriminierung von Lesben nicht zu denken ohne die Diskriminierung von Frauen in einer Gesellschaft, die das Männliche – ggf. auch das homosexuelle Männliche²⁷ – höher bewertet und privilegiert. Auch Diskriminierungsgeschichten haben ein Geschlecht und

lesbisch-schwulen Beziehungskiste“ tobt nach Hark (S. 191) der Geschlechterkampf, dem schwule Männer sich eher entziehen können (...) als lesbische Frauen“.

²² Im Übrigen ist es scheinbar nicht untypisch, dass Schwule eher dazu neigen, sich Lesben „einzuverleiben“, wobei sie nach Hark die „Zusammenarbeit eher aus äußeren Gründen suchen, weil der Zuwendungsgeber es so verlangt, weil es im Szenetrend liegt, weil man/n gemeinsam stärker ist, weil es sich rechnet. Dann aber passieren Dinge, mit denen man nicht gerechnet hatte: es entstehen Beziehungen, in denen eine Partnerin etwas fordert, nämlich Auseinandersetzung mit der Geschlechterfrage, mit sexueller Gewalt, mit Rassismus, Phallozentrismus usw.“ Das sind die „Sollbruchstellen“ solcher Bündnisse, wo Schwule ausweichen und sich der Diskussion entziehen, weswegen die die Bündnisse häufig prekär und konfliktreich sind, falls sie überhaupt zu Stande kommen.

²³ d.h. derjenigen, die die Definitionsmacht darüber reklamierten, was als normal, gesund und richtig zu gelten hat

²⁴ Jagose, Annamarie (2001) Queer Theory. Eine Einführung. Berlin, S. 62

²⁵ Weeks, Jeffrey (1985) 203, zit. nach Jagose, Annamarie (2001) Queer Theory. Eine Einführung. Berlin, S. 62/63

²⁶ So ist es sicher kein Zufall, dass es in Berlin zwar ein gemeinschaftliches Schwulenwohnprojekt gibt, aber alle Bemühungen der Lesben, ein vergleichbares Projekt auf die Beine zu stellen, bisher vergeblich waren.

²⁷ Im Zuge der Entdiskriminierung der Homosexualität hat sich das modernisierte Image des schwulen Mannes - zumindest in unseren Breitengraden - längst aus der gesellschaftlichen Schmutzdecke hin zum kreativen und finanzkräftigen Trendsetter für Konsum und Lifestyle entwickelt, was allerdings homophobe Angriffe und jenseits unserer Grenzen auch die Gefahr der Todesstrafe nicht ausschließen.

die sind im Fall von Lesben und Schwulen sehr unterschiedlich²⁸, ganz zu schweigen von der Erfahrung und Bedeutung von Sexualität für das jeweilige Geschlecht, die die Unterschiede zwischen Schwulen und Lesben noch einmal besonders hervorheben.²⁹

Ich halte es da mit Adrienne Rich, die betonte, dass die „lesbische Existenz mit männlicher Homosexualität gleichzusetzen, weil beide gebrandmarkt sind, bedeutet, die weibliche Realität ein weiteres Mal auszulöschen“³⁰ oder sagen wir vorsichtshalber: unsichtbar zu machen. Das ist ja historisch hinlänglich dokumentiert und nun aktuell auch an jenem Ort zu besichtigen, der sich der Inklusion des „Anderen“ verschreibt, das er gleichzeitig im Verborgenen belässt.

Vom „Anderen Ufer“ zum „Lebensort Vielfalt“

Die Frage, wie sich das gemeinschaftliche Leben in dieser Diversity über die Grenzen der Unterschiede hinweg gestaltet, ist gegenwärtig noch offen bzw. nicht öffentlich. Da hier wie in den meisten Projekten eine Evaluation der Inklusionwirkungen aussteht, können darüber nur begründete Vermutungen angestellt werden und es wäre interessant zu erfahren, wie es den Frauen in ihrer minoritären Position ergeht und welche Gemeinsamkeiten über die Unterschiede hinweg dieses Zusammenleben auch für sie eröffnet.³¹

Wird daunter dem Vorzeichen der sexuellen Vielfalt zusammengeführt, was zusammen gehört oder wäre dies nicht erst einmal zu klären zwischen den TrägerInnen der unterschiedlichen Kulturen? Auf gleicher Augenhöhe versteht sich und nicht als Marginalisierte. Dabei geht es auch um die Anerkennung von Unterschieden, nicht ihrer vorzeitigen Nivellierung unterm gemeinschaftlichen Dach.

Meine Befürchtungen gehen dahin, dass diese Art der quotierten „Reißbrett-Vielfalt“ mehr Inklusion verspricht als sie halten kann, jedenfalls wenn sich das Leben hier nicht im üblichen Nebeneinander sondern „gemeinschaftlich“ gestalten soll. Da das Gemeinschaftliche auch den Boden der Gemeinsamkeit braucht, um zu wachsen und zu gedeihen, bleibt die Frage, was das Gemeinsame von 20 Schwulen, 3 Heteras und 1 Lesbe jenseits des gemeinsamen Daches sein könnte. Die „homosexuelle Identität“ allein reicht (.) nicht, denn der Geschlechterwiderspruch ist allemal stärker als bestimmte Diskriminierungserfahrungen, die ihrerseits für lesbische Frauen und schwule Männer sehr unterschiedlich sein dürften.³²

Die Anzahl der Fragen dokumentiert meine Zweifel an dieser Form des Diversity Managements in gemeinschaftlichen Wohnprojekten. Die genuine Absicht, „Pluralität in all ihren Daseinsformen“ zu würdigen und zur Geltung zu bringen bürdet den TrägerInnen dieser

²⁸ Im Sinne meines feministischen Selbstverständnisses gehe ich davon aus, dass Lesben sich mit einer „dreifachen Unterprivilegierung und Minderheitenposition konfrontiert sehen: a) als Frauen in der Gesellschaft, b) als Lesben in der Gesellschaft und c) als Lesben in der Frauenbewegung.“ (Dreyer, Michael: Politische Kultur, rechtliche Diskriminierung und Reformstrategien. In: Etgeton, Stefan; Hark, Sabine (Hg.) (1997) a.a.O., S.53) Hinzu kommt die Marginalisierung in der männlich dominierten LSBTI-Gemeinde. Alles Verhältnisse, die wenig einladend zur Solidarisierung mit dem anderen Geschlecht sind.

²⁹ So ist dem Zwischenbericht über den Lebensort Vielfalt zu entnehmen, dass die Offenheit der Kommunikation über Sexualität, die für die schwulen Männer selbstverständlich ist, für ihre Mitbewohnerinnen doch eher befremdlich wirkt. a.a.O., S. 11)

³⁰ Rich, Adrienne Zwangsheterosexualität und lesbische Existenz. In: Schultz, Dagmar (1980/91) Macht und Sinnlichkeit, S. 159

³¹ Ein ausführlicher Bericht über das LOV liegt mir nur vor in Form zweier unveröffentlichter Manuskripte von Ralf Lottmann unter dem Titel „Mehr als ein Leuchtturm? Der „Lebensort Vielfalt“ – ein Wohnprojekt für ältere Schwule, Lesben und Heterosexuelle“ und von Ute Koog; Yvonne, Tietz: „Das gibt es nicht zum Nulltarif“. Das Konzept der Vielfalt in Theorie und Praxis“. Soweit ich weiß, sind diese Papiere noch nicht veröffentlicht.

³² Hark, Sabine, in: Etgeton, Stefan; Hark, Sabine (Hg.) (1997) Freundschaft unter Vorbehalt. Chancen und Grenzen lesbisch-schwuler Bündnisse. S. 191

Vielfalt den Beweis auf, dass diese schon erreicht sei, wenn sie nur alle unter einem Dach versammelt sind.

Ich stimme Becker/Linke³³ zu, wenn sie den „Zündstoff“ hervorheben, der „in diesen Agglomerationen der Unterschiedlichkeiten“ und so tut, „als wäre allein durch die Herstellung des formal Vielfältigen all das mitgedachte Schöne und Gute schon erreicht“. Trotz der Betonung der Differenz „abstrahiert“ die so verstandene Vielfalt „letztlich von der Einzelnen“, als „würden all die mitgebrachten Lebensgeschichten und daraus erwachsenen Formungen und Verformungen, Bedürfnisse und Werthaltungen beim Eintritt in das Projekt ausgelöscht“ und „an der Schwelle abgelegt werden“. Vielfalt unter Preisgabe der Differenz? Das kann es doch nicht sein?

Mein vorläufiges Fazit: Vielfalt generiert per se keine Gemeinsamkeit. Diese muss hergestellt werden, auch und gerade über die Grenzen der Distanz und Hierarchie hinweg, in die die AkteurInnen gesellschaftlich eingebunden sind. Wie schwierig es ist, eine gleichberechtigte Zusammenarbeit der Verschiedenen zu bewerkstelligen, dokumentieren die Berichte über schwul-lesbische Projekte, in denen eher Geschlechterkampf als friedliche Kooperation das Feld beherrschte.³⁴

Mein Resümee: Die Lebbarkeit von Vielfalt kann sich nicht in der Arithmetik einer Quotierung der „Andersartigen“ erschöpfen oder, um mit Hark zu sprechen: „Die „Anreicherung“ eines schwulen Projekts um „ein paar Lesben“ macht noch kein lesbisch-schwules Projekt“³⁵ und erst Recht kein gemeinschaftliches Wohnprojekt, möchte ich hinzufügen. Diese Lebbarkeit ist darüber hinaus und ganz wesentlich eine inhaltliche Frage des Brückenbaus über die anerkannten und nicht verschwiegenen Unterschiede hinweg. Mit anderen Worten: **es geht um die Gestaltung der Akzeptanz des Differenten auf gleicher Augenhöhe, auf das daraus ein gedeihliches Miteinander wird, von dem alle Seiten profitieren, nicht nur die Männliche.** Das allerdings dürfte aus der Position der unsichtbaren Minderheit ein schwieriges Unterfangen sein...wenngleich Frauen da ja eine gewisse Übung haben.

Lesben – die Schmuddelkinder der Frauenwohnprojekte?

In einer ähnlichen Position der Minderheit sehen sich Lesben nämlich auch in **Frauenwohnprojekten**, wo sie ebenfalls über die magische Grenze von 20 bis max. 30 % nicht hinauskommen....und auch nicht sollten, wie ich in meinem eigenen Projekt erfuhr. Dort trug mir der „Hausfunk“ die Bedenken gegen eine zu hohe Anzahl von Lesben im Haus zu. Das war Thema u.a. als die SAPPhO-Stiftung eine Wohnung im Haus erbt und nun als Eigentümerin mit dem erklärten Willen antrat, ausschließlich an Lesben zu vermieten.

Ein weiterer Anlass der Beunruhigung war mein Geburtstag, den ich zusammen mit meinen Mitbewohnerinnen – alle waren eingeladen - und meinen Freundinnen von außerhalb des Hauses feierte. Eine stattliche Anzahl weiblicher Gäste kam zusammen, darunter auch viele Lesben, und was offenbar beunruhigte war die Vorstellung, dass nunmehr sie, die Heteras in der Minderheit sind, umringt von lauter Lesben, die....ja, was eigentlich?

Die Vorstellung, dass eine lesbische Mehrheitsquote dauerhaft im Haus Platz greift, war danach Thema auch eines Gesprächs mit einer mir nahe stehenden Mitbewohnerin. Durchaus irritiert über solcherlei Ängste gestand sie mir ein, dass sie sich, umringt von lauter Lesben,

³³ Becker/Linke, a.a.O., S. 191

³⁴ dazu: Etgeton, Stefan; Hark, Sabine (Hg.) (1997) Freundschaft unter Vorbehalt. Chancen und Grenzen lesbisch-schwuler Bündnisse.

³⁵ Etgeton, Stefan; Hark, Sabine (Hg.) (1997) a.a.O., S. 191.

nicht mehr so beheimatet in ihrem Wohnprojekt fühlen würde. Schließlich sei sie in ein Frauenwohnprojekt gezogen, nicht in ein Lesbenhaus, und so möge es auch bleiben. So die Botschaft des Gesprächs. Es versteht sich von selbst, dass sie nichts gegen Lesben hat und gegen mich schon gar nicht. Das glaube ich ihr ohne weiteres, denn sie gehört zu meiner „Bezugsgruppe“ im Haus, mit der ich freundschaftliche Kontakte und eine vertrauensvolle Beziehung pflege.³⁶

Was die Sache nicht einfacher machte, war, dass ich sie gut verstehen konnte. Wie in einem Spiegel erblickte ich meine eigenen Ängste vor dem Eindringen von Fremdheit in den Raum des mir Vertrauten. Die allerdings beziehen sich auf den zunehmenden Anteil von Heteropaaren, d.h. Männern als Partner der Frauen, in „meinem“ **Frauen**wohnprojekt. Das wäre auch nicht mehr mein Projekt, wenn diese Überhand nähmen, dachte ich und war ganz froh, dass ich als Lesbe im Frauenwohnprojekt qua Geschlecht immerhin Inklusionsrechte habe, zumindest auf dem Papier und so lange die Minderheitenquote stimmt.

Zwar steht im Kaufvertrag unseres Hauses geschrieben, dass dieses Projekt „Frauen jeden Alters, jeder nationalen und sozialen Herkunft, jeder sexuellen Orientierung und jeden Glaubens“ beherbergen soll, doch wie gesagt, die Vielfalt zu preisen ist eine Sache, sie zu leben eine ganz andere. Denn das konkrete Leben findet nun mal nicht auf dem geduldigen Papier statt sondern da, wo in den Untiefen Ängste lauern, weil Unterschiede eher bedrohlich als willkommen sind und Mehrheiten Sicherheit geben.....jedenfalls denen, die dazu gehören. Das ist im Inneren eines Wohnprojekts genauso wie im Außen der Gesellschaft. Wer das unterschätzt, hat schlechte Karten bei der Implementierung vielfältiger Harmonie.....nicht nur im Wohnprojekt.

Auch auf diesem Hintergrund frage ich mich immer wieder seufzend: wie viel Homogenität oder besser „Gestaltung“ braucht ein Wohnprojekt³⁷, um nicht in den Untiefen der konfliktträchtigen Unterschiede zu versacken oder anders herum: Was ist das gemeinsame Dritte, was die Menschen im Projekt zusammen hält trotz – und leider nicht wegen - all der Unterschiede? Und was braucht es als „Dünger“ sozusagen, um den Boden für diesen Zusammenhalt zu bereiten, der ja das „Mehr als schöner wohnen“ ausmacht?

Was ist überhaupt das Gemeinschaftliche am Gemeinschaftlichen Wohnprojekt?

Was eigentlich eine „Gemeinschaft“ ist und was das Gute, oder viel wichtiger, was das Bessere am Frauenwohnprojekt ist, diese Frage ist nicht nur in unserem Haus immer wieder ein offenes Feld der Diskussion.³⁸ Die Meinungen dazu gehen stark auseinander. Zu neu das Phänomen und nach wie vor ein Politikum, das unter gehörigem Legitimationsdruck steht. Erweckt das „Frauenwohnen“ doch den Anschein des Separatismus und der Ausgrenzung von Männern. Im Zeitalter inklusiver Vielfalt ein Sakrileg und Anlass beständiger Skepsis, ob das „nur“ mit Frauen denn gut gehen kann. Man weiß ja um den obligatorischen „Zickenkrieg“, wenn Frauen sich zusammentun.....

³⁶ Die Präsenz von Lesben im Frauenwohnprojekt ist auch eine der heiklen Fragen in der Studie von Becker/Linke (S. 86 ff.). Ihr Fazit: Die Lesben „sollten da sein, aber nicht allzu sehr in Erscheinung treten“. „Sind sie (zu) sichtbar, gar dominant, bringen sie die Heteras, obwohl die Mehrheit, schnell in die gefühlte Position der Geduldeten. Das ist ungewohnt. Jedenfalls verderben Lesben das Image des Projekts.“ Weiter heißt es: „Obwohl sich die Lesben (...) überwiegend im Projekt am richtigen Ort fühlten, (...) berichten mehrere doch auch von ablehnenden und abwertenden Äußerungen (...) vor allem bei Kontroversen um Männer (im Projekt).“ (S. 88)

³⁷ vgl. dazu Becker/Linkes Plädoyer (S. 194/196) für eine „gewisse Homogenität, (...) die den Focus darauf richtet, was (wie auch immer unterschiedliche) Frauen miteinander verbindet. Das sei „zwar auch keine Garantie aber eine gute Basis, damit mehr als eine Zweckgemeinschaft entstehen kann.“ Aber „wenn die Bewohnerinnen sich mehr sympathie- und überzeugungsgeleitet zusammenfinden, entsteht eine andere Vielfalt als die vornehmlich an formalen Kategorien wie Alter, Migrationshintergrund“ und - ich ergänze – sexueller Orientierung – orientierte Zusammensetzung.

³⁸ vgl. dazu auch Becker/Linke (S. 93 ff.)

Die Frage: Warum ohne Männer? steht fast unüberhörbar im Raum und lässt die verstummen, die am liebsten die Gegenfrage stellen würden: Warum denn mit Männern? Das sind, wir ahnen es, am ehesten die feministisch orientierten Lesben, die sich damit keine Freundinnen machen, weil die ihnen unterstellte Männerfeindlichkeit nicht nur im Frauenwohnprojekt ganz schlecht ankommt. Wenn schon „nur“ mit Frauen, dann soll das Projekt doch ausdrücklich „männerfreundlich“ sein und das auch immer wieder bekunden, damit kein Verdacht aufkommt, dass Männer nicht willkommen sind.

Wohnen ausschließlich mit Frauen ist nämlich alles andere als „normal“ - übrigens auch in Zusammenhängen, die die Vielfalt der Lebensformen preisen. Das gilt besonders für heterosexuelle Frauen, die ihr Leben mit Männern verbracht haben und für die das Wohnen ausschließlich mit Frauen auch den manchmal ungewollten Verzicht auf alltägliche Männerpräsenz bedeutet, ganz zu schweigen von dem latenten Verdacht, dass sich hier im Frauenwohnprojekt vor allem Lesben tummeln und sie vielleicht auch so eine vom anderen Ufer sind.

Wie hältst Du es mit den Männern?

Selbst im Frauenwohnprojekt spielt die Männerfrage deshalb eine große Rolle, denn sie trennt die, die sich den Umgang mit Männern (ggf. mehr) wünschen von denen, die darauf ganz gut verzichten können, wozu übrigens durchaus auch heterosexuelle Frauen gehören. So enthält die Frage: Wie hältst Du es mit den Männern? trotz deren weitgehender Abwesenheit gehörigen Sprengstoff. Dabei geht es immer wieder um das Thema des (verbotenen) Ausschlusses von Männern oder genauer die Frage, wie viel Distanz zu Männern sich ein Frauenprojekt erlauben darf, ohne sich dem Vorwurf der Männerfeindlichkeit auszusetzen.³⁹ Nach meinen Erfahrungen wenig und das auch nur, wenn gleichzeitig ausdrückliche Bekundungen erfolgen, dass Männer selbstverständlich willkommen sind. Männer – ja bitte!..... im Frauenwohnprojekt? Selbstverständlich! Vorausgesetzt es ist klar, wozu die Einladung erfolgt.

Doch zurück zur Gemeinschaft, jenem ominösen Phänomen, das zwar am Horizont der Visionen liegt, vor Ort jedoch sehr unterschiedlich definiert wird. „Was ist denn bitte hier die Gemeinschaft. Kann mir echt keiner sagen“ brachte eine Bewohnerin es auf den Punkt.⁴⁰

Soviel aber steht fest: Gemeinschaft braucht etwas Gemeinsames. Es ist der Boden, auf dem Gemeinschaft erwachsen kann.....oder auch nicht. Meine Hypothese dazu: Es gibt etwas Gemeinsames. Was die Bewohnerinnen (zumeist) eint, ist der Wunsch nach einem Leben in Gemeinschaft/guter Nachbarschaft, der getragen ist von jenen sozialen Bedürfnissen, die gerade auf dem Hintergrund von Individualisierung und Alter häufig zu kurz kommen. Dabei geht es um solche Bedürfnisse wie die nach Kommunikation und Kontakt, Einbindung, Unterstützung, Teilhabe, Sicherheit, Schutz, Vertrauen, Geborgenheit, Zugehörigkeit, Wertschätzung, Gesehen-, Gehört- und Verstandenwerden, Gebrauchtwerden undlast not least das Bedürfnis nach Lust am Leben und Feiern und das Schöne miteinander zu teilen.

³⁹ Dabei geht es ja nicht um einen wirklichen Ausschluss, aber eben auch nicht um die vorbehaltlose Inklusion von Männern. Natürlich können Männer hier ein und ausgehen und Frauen ihre Freunde und Partner bei sich wohnen lassen. Es gilt bei uns im Projekt gilt die Regel, dass ausschließlich Frauen einen Kaufvertrag unterschreiben sollen bzw. nur an Frauen vermietet werden darf. Da diese Regel wegen der Eigentumsverfassung des Projekts nicht justiziabel ist, kann dies nur ein Appell sein. So hat sich die Gründerinnengeneration an diese Regel bis auf wenige Ausnahmen gehalten, doch ändert sich das bei den derzeitigen Verkäufen/Vermietungen, so dass zunehmend mehr (Ehe)paare im Projekt wohnen. Doch wurde kürzlich beschlossen, ein Schild an der Hauswand anzubringen, dass auf den Charakter dieses Projekts als eines Frauenwohnprojekts hinweist, auf dass die Idee des Hauses nicht völlig verloren geht.

⁴⁰ Becker/Linke, a.a.O., S. 93

Getragen werden diese Bedürfnisse in Frauenwohnprojekten von der Hoffnung, dass es mit Frauen im Alter besser geht als allein und Frauen einander in dieser Zeit besser begleiten können. Auch wenn darüber zumeist nicht offen gesprochen wird, so sind sie doch der verborgene Quell aus dem sich so etwas wie Gemeinschaftlichkeit speist....oder auch nicht.

So wie es aussieht, sind diese Hoffnungen nicht unrealistisch. Denn ungeachtet aller theoretischen Debatten um das „Phänomen Gemeinschaft“ hat sich nach meinen Erfahrungen in den meisten Frauenwohnprojekten durchaus ein gemeinschaftlicher Alltag herausgebildet, der auf dem Boden der sozialen Bedürfnisse und räumlichen Nähe erwächst und, mehr als eine Nachbarschaft, Bestandteile jener Care-Kultur enthält, die dem weiblichen Sozialcharakter zugeschrieben werden.⁴¹ „Miteinander wohnen“ heißt dann auch „Füreinander da sein“. Mal mehr mal weniger, nicht alle gleichzeitig und jederzeit, aber mit einer gewissen Verbindlichkeit, die das Gefühl der Sicherheit in einer vertrauten Umgebung nährt.

Zwar werden aus Nachbarinnen nicht unbedingt Freundinnen, aber sie bilden ein begleitendes Netzwerk der Unterstützung, des Austauschs und der Einbindung über die Grenzen der „sexuellen Orientierung“ hinweg. Für die eine mehr, für die andere weniger, was auch davon abhängt, wie viel Nähe und Distanz die jeweilige Bewohnerin braucht bzw. wie vertrauensvoll sich ihre Beziehungen gestalten. Nicht alle müssen alles miteinander machen. Es reicht, dass es für Hobbys und Aktivitäten fast immer welche gibt, die mitmachen und dass sich immer ein Ohr findet, wenn die Katastrophen des Alltags, wie z.B. das geklaute Fahrrad, zu beklagen sind. Auch wenn eine mal krank darniederliegt, findet sich die, die gerade einkaufen geht und etwas mitbringen kann. Geteiltes Unglück ist halbes Unglück, und auch das verbindet und gibt Sicherheit.⁴²

„Wir sind die reinsten Kümmerer“ hat eine Bewohnerin des Göttinger Wohnprojekts einmal gesagt und damit das benannt, was offenbar das Frauenspezifische am Frauenwohnprojekt ist. Es ist die dem weiblichen Geschlecht zugeordnete Kultur des Sorgens und Versorgens der Nahestehenden, in diesem Fall der häuslichen Wahlverwandtschaft. Ein Thema, das mit fortschreitendem Alter und bei Krankheit immer wichtiger wird, und das erst recht auf dem Hintergrund des Mangels an Menschen, die sich dieser Aufgabe – womöglich gut bezahlt – annehmen.

Je größer das Haus ist, desto mehr gibt es das, was ich „vernetzte Bezugs- und Sympathiegruppen“ nenne und die neben den gemeinsamen Interessen - z.B. am Kreistanz - auch einen persönlichen Kontakt pflegen. Hier weiß frau mehr voneinander, sie darf reden, wie ihr der Schnabel gewachsen ist, Aufregungen (mit)teilen, wenn mal wieder im Haus eingebrochen wurde, gemeinsame Reisen und Radeltouren planen, und sie findet immer jemand zum Blumengießen und Katzenbetreuen, wenn sie verreist ist.

Was diese Kleingruppen kennzeichnet ist eine größere Homogenität im Vergleich zur heterogenen Gesamtgruppe. Insofern bilden sie soziale Inseln persönlicher Nähe, in denen sich Sicherheit, Vertrautheit und Zugehörigkeit vermitteln, was auch Auswirkungen auf das soziale Klima im Haus hat...zumindest so lange die Kleingruppen nicht verfeindet und Ausgangspunkte hausinterner Machtkämpfe sind. Denn die gibt es auch...sehr zum Leidwesen aller Betroffenen, die sich zwar einig sind, dass es so etwas eigentlich ein No Go ist, aber uneinig darüber, wie frau dies vermeiden kann.

⁴¹ auch nach Becker/Linke (a.a.O., S. 93 gehören zur Gemeinschaft im Verständnis der Befragten „Kommunikation und gemeinsame Aktivitäten (...) verlässliche Unterstützung und Verantwortung für das Ganze.“

⁴² Das bestätigt sich auch in den Interviews von Becker/Linke (a.a.O., S. 143) Ihr Resümee zur Vergemeinschaftung: „Es ist das Alltägliche, die Alltagskommunikation, die Gemeinschaftlichkeit in Gruppen, Hilfen im Alltag wie auch in Notfällen. Es ist ein Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit in der reinen Frauenumgebung, ein relativ sexismusfreier Ort“.

Konflikte – oder: das soziale Unkraut im gemeinsamen Garten

Für die Bewohnerinnen liegen die größten Herausforderungen in der Tatsache, dass überall dort, wo Menschen miteinander etwas auf die Beine stellen, Konflikte so sicher sind wie das Amen in der Kirche. Konflikte sind so gesehen die ungeliebten Verwandten der Gemeinschaft, auf deren Anwesenheit frau gerne verzichtet, gerade weil sie sich immer wieder als Störenfriede ins gemeinschaftliche Beisammensein einmischen.

Hinzu kommt die alte Erfahrung: **Je mehr wir miteinander zu tun haben, desto mehr können wir einander antun.** Das gilt, wenn ich es recht sehe, in der Liebe genauso wie im Wohnprojekt und erklärt die hohe Zahl gekränkter Seelen, die sich enttäuscht zurückziehen, weil sie sich von den anderen nicht gehört und akzeptiert fühlen. Sie sind sozusagen die menschliche Kollateralschaden hart ausgetragener Konflikte, und das hat auch viel mit der Unterschiedlichkeit, freundlicher formuliert, mit der Vielfalt derjenigen zu tun, die sich ans gemeinschaftliche Werk machen und nun, ob sie es wollen oder nicht, ein „Konfliktgemeinschaft“ bilden.....genauso wie in der Liebe.

Natürlich wollen alle ein harmonisches Miteinander ohne Stress und Streit und alle sind bestens Willens, dass es klappt. Und dann dies: Wichtige Entscheidungen stehen an, ein Wort gibt das andere, die Emotionen kochen hoch und schon ist er da, der ungeliebte Trouble, vor allem am Anfang, wenn die unterschiedlichen Meinungen ungefiltert aufeinander prallen. Dann beherrscht Kampfrrhetorik das Feld, und wo gekämpft wird, sind Ängste im Spiel, und wo Ängste im Spiel sind, sind Einigungen weit entfernt. Das Problem verlagert sich sehr schnell von der Sachebene auf die Beziehungsebene und die emotionalen Temperaturen der Erregung gehen hoch. Eine sachgerechte Diskussion und Kompromisse sind unmöglich. Das wiederum verscheucht das notorisch scheue Reh des Vertrauens, ohne das es nicht geht, wenn so etwas wie „Gemeinschaft“ entstehen soll. Und dann gibt es als Zutat zum Trouble die Schuldzuweisungen. Motto: „Schuld sind immer die anderen“. Alles wenig geeignet für eine gute Zusammenarbeit beim Kreieren des „sozialen Kunstwerks“.

Bei uns im Haus entzündeten sich die ersten Konflikte an der Hardware, d.h. den Baumängeln bzw. der Frage, ob ein Rechtsanwalt zur schnelleren Behebung derselben erforderlich sei. In rasender Geschwindigkeit entwickelte sich aus dem Sachproblem (RA ja oder nein? Ggf. mit welchen Kosten?) ein Beziehungskonflikt, der die Bewohnerinnen spaltete in Befürworterinnen und Gegnerinnen der Idee mit dem Rechtsanwalt. Wie aus dem Bilderbuch der Konfliktdynamik eskalierte die Auseinandersetzung, zumal sie öffentlich über den Mail-Verteiler ausgetragen wurde und jede, ob sie es wollte oder nicht, erfuhr, wer was von wem und ihrer Meinung hält und warum den Vorschlägen jeweils zu misstrauen sei. Kommunikativer Wildwest beherrschte das Feld sobald die Sprache auf den Rechtsanwalt kam. Am Ende wusste keine mehr, worum es in der Sache gerade genau ging, wohl aber mit wem sie nichts mehr zu tun haben wollte. Das hatte fatale Folgen für die Entwicklung der Gemeinschaft, und die damalige Polarisierung der Gruppe ist noch heute zu spüren.

Allerdings verlief der Riss zwischen den Bewohnerinnen nicht entlang der Zugehörigkeit zu Kategorien der sozialen Ungleichheit (Diversity) sondern es ging kunterbunt durcheinander. Heteras waren sich in dieser Frage genauso uneins wie die Lesben. Angehörige der Kategorie „Migrationshintergrund“ hielten sich völlig heraus und die Unterschiede traten eher auf der persönlichen Ebene in Erscheinung, d.h. die Konflikträgerinnen trugen einen individuellen Namen und welcher „Kategorie“ sie angehörten, trat in den Hintergrund. Was allen nach meinem Eindruck gemeinsam war, war die Hilflosigkeit bei der Suche nach einem konstruktiven Umgang mit diesen Konflikten. Zugegebenermaßen eine „Gemeinsamkeit“, die nicht gerade verbindet.

Die Illusionen von heute sind die Probleme von morgen

Es stellte sich alsbald heraus, dass der Wunsch der meisten, unter dem Dach der gemeinschaftlichen Vielfalt würden alle gleich „ticken“, sich als pure Illusion erwies. Sehr zum Ärger der Betroffenen, zu denen auch ich gehörte, obwohl mir ja die Realitäten der Meinungsvielfalt und ihrer kommunikativen Verstrickungen eigentlich vertraut sind. Was es zum gemeinschaftlichen Wohnen braucht und wie Konflikte konstruktiv anzugehen sind, glaubte ich zu wissen, und in meinem Alter lass ich mir ja auch kein X für ein U vormachen! Das glaubten meine Mitbewohnerinnen allerdings ebenso fest, und ich musste realisieren, dass die Vielfalt der Ansichten und ihrer Begründungen noch weit größer war als meine Kapazität, dieser kontroversen Vervielfältigung der Ansichten gelassen zu begegnen und zu inkludieren, was für mich „falsch“ oder vorsichtiger: fremd war. Dies war mein Test auf die Akzeptanz der Vielfalt mit ihren Abgründen von unbegreiflichen Unterschieden. Ich musste lernen, dass die „Wahrheit“ im Auge der Betrachterin liegt und je mehr es davon gibt, desto mehr „Wahrheiten“ die Harmonie der Gemeinsamkeit stören. Und so stellt sich die Frage: Wie damit umgehen?

Halten wir zunächst einmal fest: **Entgegen einem weit verbreiteten Urteil sind nicht die unterschiedlichen Menschen und Meinungen das Problem sondern allenfalls der Umgang damit.** Wenn Unterschiede zu Abgründen führen braucht es Brücken der Verständigung über die Unterschiede hinweg. Dabei geht es darum, aus dem kommunikativen Wildwest eine lösungsorientierte Streitkultur zu machen. Fetzen ohne zu verletzen! Ich weiß, leichter gesagt als getan. Aber was wäre die Alternative?

Gute Kommunikation ist nicht alles, aber....

Denn es zeigt sich immer wieder: Das WIE, die Art und Weise, WIE wir miteinander kommunizieren, ist genauso wichtig wie das WAS, die der Inhalt, um den es geht. Das gilt im Wohnprojekt genauso wie in der Liebe.

Viel miteinander zu reden und zu streiten, heißt noch lange nicht, verständigungsorientiert oder gar sachorientiert miteinander zu kommunizieren. Denn wenn die Brücken der Verständigung einbrechen, hat das Reden wenig Sinn. Wer sich nicht gehört und verstanden fühlt, fühlt sich ausgeschlossen und wer sich ausgeschlossen fühlt, fühlt sich auch nicht gebunden, weder an die Entscheidungen im Haus noch an die Menschen, die diese Entscheidungen tragen. Lösungen eines Problems, die unter Ausschluss nicht berücksichtigter Meinungen zu Stande kommen, sind nicht sehr tragfähig. Das gilt im Großen wie im Kleinen. Deshalb gehört auch das Erlernen entsprechender Entscheidungsverfahren⁴³, die den Kampf der Mehrheit gegen die Minderheit vermeiden, zu den wichtigen „vertrauensbildenden Maßnahmen“, die sozusagen als Dünger für den Boden der „Gemeinschaft“ wirken.

Merke: „Gute“ Kommunikation ist nicht alles, aber ohne „gute“ Kommunikation knirscht es mächtig im sozialen Getriebe, und dann wird es ungemütlich im Projekt. Lebensqualität im Wohnprojekt? Was war das doch gleich?

Deswegen, meine ich, sollten Projektgruppen diesen Software-Themen von Anfang an höchste Aufmerksamkeit schenken. Denn ein schlechter Anfang gerät für jedes Projekt zu einer großen Belastung, deren Folgen für den Zusammenhalt im Projekt nicht zu unterschätzen sind.

⁴³ Wie z.B. das Systemische Konsensieren. Vgl. dazu: Paulus, Georg; Schrotta, Siegfried; Visotschnig, Erich (2013) Systemisches Konsensieren. Der Schlüssel zum gemeinsamen Erfolg (DANKE-Verl.) Dabei handelt es sich um ein Entscheidungsverfahren, bei dem nicht die Mehrheit über die Minderheit entscheidet sondern es darum geht, die Lösung zu finden, bei der es am wenigsten Vorbehalte/Widerstand in der Gruppe gibt. Vermieden wird dabei die übliche Polarisierung (entweder Pro oder Contra), bei der es GewinnerInnen und VerliererInnen gibt, aber auch klar ist: wenn eine gewinnt haben zwei verloren.

Frauenwohnprojekte oder „Frauen gemeinsam sind stark“?

Weil wir gerade beim Thema „Konflikte und Streit“ im Frauenwohnprojekt sind. Hier steht immer wieder der Rechtfertigungsdruck im Raum zu beweisen, dass sie ein Erfolgsmodell und „besser“ als gemischtgeschlechtliche Projekte sind. Wir wissen ja, wenn Frauen sich zusammenschließen endet das wegen der „Stutenbissigkeit“ der „Weiber“ unvermeidlich im „Zickenkrieg“, dem - auch in vielen weiblichen Augen – nur durch das Gegengewicht männlicher Ratio und Entscheidungskraft beizukommen ist. Auch in unserem Haus wünschte sich alsbald die eine oder andere eine solche männliche Lichtgestalt, die dem Streit endlich ein Ende setzt.

Mein Kommentar dazu: FrauenLesbenwohnprojekte sind nicht dazu da, die den Frauen unterstellte Friedfertigkeit unter Beweis zu stellen sondern allenfalls ihre Lernfähigkeit, was die Entwicklung einer Gemeinschaftskultur zum Wohl aller betrifft. Wenn es kracht ist das auch kein Spezifikum von Frauenprojekten sondern die Konsequenz unzulänglicher Lösungsansätze bei Problemen....genauso wie in „gemischten“ Wohnprojekten auch. Also gilt es, sich der Möglichkeiten zu bedienen, die zur Schaffung eines „sozialen Kunstwerks“ vonnöten sind.

Das heißt im Klartext: Frau/Lesbischsein allein ist keine Garantie für das gemeinsame Wohlbefinden sondern bestenfalls eine Chance und das auch nur für die, die diese Chance bewusst ergreifen und Lust und Energie haben, das Solidarnetz der Frauen zum Nutzen aller zu knüpfen. Das sind nicht zufällig vor allem Lesben, die, beflügelt vom Geist weiblicher Solidarität, zumeist zu den Initiatorinnen der Frauenwohnprojekte gehören und die sich auch als Minderheit vor Ort aktiv bei der Gestaltung der Gemeinschaft einbringen.

Das heißt: Es muss passen beim Frauenwohnprojekt, und zwar die Frau zur gemeinschaftlichen Wohnform und der Tatsache, dass ausschließlich Frauen dort leben und das gemeinschaftlich tun wollen.⁴⁴

Gruppen sind lernfähig und Frauen auch!

An dieser Stelle möchte ich aber auch eine frohe Botschaft verkünden: Frauenwohnprojekte sind lernfähig und ihre Bewohnerinnen auch! Das habe ich in meinem eigenen Wohnprojekt erfahren, allerdings erst, als das Verletzen beim Fetzen das ganze Haus spaltete und das „Projektschiff“ in hellsten Flammen stand. Die Einsicht, dass es so nicht weitergeht, einte die Bewohnerinnen. In der Frage, wie es besser geht, waren sie sich wieder uneins.

Nach längerer Diskussion wurde eine Mediatorin an Bord geholt, deren erstes Problem allerdings darin bestand, dass viele der Protagonistinnen des Konflikts nicht anwesend waren. Sie verweigerten sich einer Mediation, weil sie die Schuldfrage für geklärt hielten - natürlich waren es die Anderen - und keine Hoffnung auf Veränderung sahen. Das scheue Reh des Vertrauens war über alle Berge und damit die Basis für die Verständigungsbereitschaft, die es braucht, um „Brücken“ zu bauen.

Was Mediation überhaupt leisten kann und ob das unparteiisch möglich ist, war sehr umstritten und vielerlei unterschwellige und ungesagte Ängste begleiteten die Diskussion. So hatte die Mediatorin, die sich in mehreren Sitzungen um die Löschung des Brandherdes bemühte, keinen leichten Stand, zumal sie erst antrat, als uns – um im Bilde zu bleiben – schon die brennenden Masten um die Ohren flogen. Ein undankbarer Job für die „soziale Feuerwehr“. Denn ihr bleibt nichts anderes als zu „löschen“ und zu sehen, was übrig bleibt.

⁴⁴ In unserem Projekt ist das mittlerweile nicht mehr selbstverständlich und nach meinen Erfahrungen sinkt der Anspruch an das „Gemeinschaftliche“ auch mit dem Einzug der nächsten Generation von Bewohnerinnen. Es braucht deshalb nach meiner Ansicht „Hüterinnen der Projektidee“ damit sie nicht im Wechsel der Generationen dem Vergessen anheim fällt.

Ich glaube, sie hat das ähnlich gesehen und von sich aus die „Löscharbeiten“ beendet. Aber sie hat Anstöße gegeben und Bewegung in die verhärteten Fronten gebracht. Es wurde für alle klar, dass es in der Gestaltungsverantwortung der Bewohnerinnen liegt, was sie aus dem Innenleben ihres Hauses machen und dass es wenig hilft, nach den Schuldigen zu suchen sondern lieber konkrete Maßnahmen zu ergreifen.⁴⁵

Bewährt haben sich bislang die informellen Strukturen der Selbstverwaltung mitsamt den „maßgeschneiderten“ „*Vereinbarungen der Hausgemeinschaft zur Selbstverwaltung*“, die immer wieder auf ihre Notwendigkeit und Aktualität überprüft werden. Denn der Bau eines sozialen Kunstwerkes ist work in progress und bedarf deshalb auch immer wieder der „Kurskorrektur“, damit das Projektschiff nicht vom Wege abkommt.

In diesem Sinne einer Selbstvergewisserung haben wir kürzlich in einem hausinternen Workshop unter dem Titel „Acht Jahre Frauenwohnprojekt. Bis hierher... und wie weiter?“ Bilanz gezogen und Maßnahmen angedacht zur Erhaltung der Projektidee als eines gemeinschaftlichen Frauenwohnprojekts.

So prangt seit neuestem ein Schild an der Wand des Hauses mit der Information, dass dieses Haus ein Frauenwohnprojekt ist und Kauf- und Mietverträge nur mit Frauen abgeschlossen werden sollen. Sollen wohlgemerkt! Mehr lässt die Eigentumsverfassung des Hauses nicht zu.

Mein Fazit aus diesen Erfahrungen: Es ist kein Armutszeugnis gemeinsamen Versagens, sich Unterstützung auf dem Weg durch die kommunikativen Fallen und gruppendynamischen Abgründe zu holen....und das von vorne herein im Finanzbudget einzuplanen....und zwar am besten bevor das Projekt in hellen Flammen steht. Oder noch viel besser vor dem Einzug in das neue Haus bzw. auf dem Weg dorthin.

Prävention ist das Gebot der Stunde

Dabei geht es um präventive Arbeit am „sozialen Kunstwerk“ auf dem Hintergrund, dass Unterschiede und die sie begleitenden Probleme nicht zu vermeiden sind, wohl aber der Stress und Streit, in den sie häufig ausarten. Dabei halte ich allerdings die Bereitschaft, sich aktiv an der Lösung zu beteiligen, für unerlässlich.

Inhaltlich geht es darum, transparente Entscheidungsstrukturen, kooperative Formen der Zusammenarbeit nebst konstruktiven Wegen der Konfliktlösung zu entwickeln und das wohlgemerkt, bevor Kampfrhetorik, Misstrauen und Angst das Feld beherrschen. Ein Schiff zu versenken ist immer noch einfacher als es vom Boden des Meeres wieder zu bergen. Also geht es darum, das Projektschiff sturmfest zu machen, damit es die unvermeidlichen Stürme der Vielfalt übersteht ohne unterzugehen.

In diesem Sinne begleite ich die zukünftigen Bewohnerinnen des Berliner Lesbenwohnprojekts bei der Entwicklung ihrer Gemeinschaftskultur schon bevor sie ihr Haus – hoffentlich! – beziehen werden. Sollte es jemals zum Schwur kommen und die Arbeiten am Bau beginnen, hoffe ich, dass die Gruppe gerüstet ist für den Wellengang, der damit unvermeidlich einhergeht. Ich halte es für sinnvoll, sich beizeiten auf die Bedeutung der gruppendynamischen „Software“ der Projekte einzustellen und Vorkehrungen zu treffen, damit die Bewohnerinnen nicht vom Winde verweht sind bevor ihr gemeinsames Heim endlich steht.

⁴⁵ Dazu gehörte z.B., dass die Gewohnheit, Konflikte via Mail auszutragen, eingestellt wurde und persönliche Probleme seitdem auch persönlich verhandelt werden, vorausgesetzt die Betroffenen sehen sich dazu in der Lage, was ja nicht selbstverständlich ist.

Diese Zeit der Vorbereitung ist auch die Zeit, klare Konturen des gemeinschaftlichen Projektes entsprechend der Bedürfnislagen zu entwickeln, die Frage „Passt das für mich?“ zu klären und auch deutlich herauszuarbeiten, was die zukünftige Hausgemeinschaft für das gemeinschaftliche Wohl für unerlässlich hält bzw. wie sie mit der gewünschten und „unerwünschten Vielfalt“ umgehen möchte.

Und dann könnte es zumindest in diesem Haus heißen: „Lesben ja bitte! Nicht unsichtbar sondern offen, nicht toleriert sondern akzeptiert in einer Gemeinschaft, die Raum und Schutz für Individuelles gewährt ohne das Gemeinsame aus dem Blick zu verlieren. Und wer jetzt denkt: Ach, „nur“ Lesben, der sei versichert: auch hier ist Vielfalt garantiert mit ganz viel Lernpotential für jede Einzelne.

Wie hieß es doch in den Zeiten feministischer Verheißung: Frauen **gemeinsam** sind **stark**. Und das gilt im Alter erst recht.....allerdings **vorausgesetzt, dass.....!!!**